

Werner Heinemann

ZURÜCK IM DORF



Werner Heinemann

Zurück im Dorf

Alle Rechte vorbehalten.

© Werner Heinemann

2014

## Zurück im Dorf

Als ich die Reise begann, schien noch die Sonne. Als ich sie beende, beginnt es zu nieseln. Mit einem herzlichen „Willkommen in der Heimat“, begrüße ich mich selbst. Im Kofferraum des Autos fahnde ich nach dem Regenschirm. Vor Jahren hatte ich ihn mal für den Fall der Fälle in einem dieser supergünstigen Billigläden erworben und seitdem noch nicht benutzt.

Mit der linken Hand abgestützt, krame ich mit der rechten in einer überfüllten Plastikfaltbox herum. Ich kann es nicht vermeiden, dass mir einige kalte Tropfen in den Nacken regnen. Diese Nasskälte lässt mich augenblicklich frösteln. In der trügerischen Hoffnung, die unangenehme Nässe loszuwerden, schüttele ich mich ein wenig. Ein grausames Gefühl: Ein Regentropfen findet hinter dem Hemdkragen den Weg vom Nacken, zwischen den Schulterblättern, über den Rücken, bis zum Hosenbund hinunter. Aufgrund hohen Substanzverlust trocknet er hier aus.

Ich finde den Schirm original verpackt zuunterst im erwähnten Grabbelkorb, der mit allerlei wichtigen Dingen bestückt ist, die man eigentlich nie braucht, aber möglicherweise während einer Autotour gebrauchen könnte. Ich stelle den Kragen hoch und verschließe die Jacke mit dem Reißverschluss vollständig oben unterm Kinn.

Die Versuche, den Schirm aufzuspannen, scheitern kläglich. Man muss einen Knopf drücken oder drehen, am Gestänge rütteln oder ziehen, oder sonst wie irgendeinen geschickten Handgriff verrichten, das ist klar. Leider finde ich momentan diesen genialen Dreh nicht. Sein Drahtgeflecht verharrt im eingeknickten Gestänge und lässt das Nässeschutztuch gefaltet herunterschlabbern. Schon eher wütend als ärgerlich werfe ich den Schirm in seiner jämmerlichen Zwischenstellung zurück in den Kofferraum und knalle die Klappe zu.

Vor gut zwanzig Jahren hatte ich das letzte Mal auf diesem kleinen Parkplatz an der Friedhofkapelle geparkt. Nach der Beerdigung blieb mir damals keine Zeit für Verwandte, Bekannte und Trauergemeinschaft. Ich musste weiter. Unsere Zeit lässt uns keine Zeit, weil wir bestimmen, dass sie uns keine Zeit lässt. Jetzt habe ich alle

Zeit der Welt, weil wir festlegen, wen wir nach langer Treibjagd nicht mehr durch die Welt hetzen.

Das kleine Friedhofstor hat auch seine Tücken. Beide Flügel sind ineinander mit ihren hölzernen Enden verkeilt und schrubben auf Druck einige Zentimeter auf den Betonpflastersteinen gemeinsam vor und zurück, lassen sich aber nicht voneinander trennen. Es gelingt mir, sie soweit auseinanderzudrücken, dass ich mich durch den Spalt mit hohem Ausfallschritt zwängen kann. Ich wische mir das Regenwasser aus dem Gesicht.

Als man vor Jahrzehnten die kleine Kapelle baute, erweiterte man den Friedhof nach Osten. In diesem Moment kommt er mir wesentlich kleiner vor, als ich ihn in Erinnerung habe. Es wird wohl so sein, dass alle Größe nicht von Dauer ist. Gerade eben, als ich die Autobahn über die *Hohe Brücke* überquerte, kam mir auch die Brückenfahrbahn extrem eng vor. Sie war aber sicher nie breiter gewesen.

Die Autobahn war schon vor dem Krieg an das Dorf geklatscht worden, endete damals aber bereits zwei Kilometer nördlich vom Ort. Erst nach dem Krieg wurde sie weiter nach Norden durch die Landschaft getrieben. Bald wird sie sechsspurig ausgebaut sein und in Höhe des Dorfs über Lärmschutzwände verfügen. Zwischen Reisenden und Einwohnern bestehen dann nur noch sehr eingeschränkte Sichtkontaktmöglichkeiten. Aber großes Interesse haben sie aneinander ohnehin nie gehabt.

Wie mag es gewesen sein, als die Autobahn noch nicht die Ostgrenze des Dorfs bildete? Ohne Autobahn war das Dorf sicher dorftypischer. Man muss sich von dieser Motorrennstrecke bewusst entfernen und kann sich dann das Dorf mit ein bisschen Fantasie ohne Autobahn denken. In meiner Vorstellung sehe ich dann keine Autos und keine Traktoren, man arbeitet noch mit Pferden und Ochsen. Aber hier auf dem Friedhof höre ich die Autobahn grummeln.

Am linken Friedhofsrand ist ein Grab frisch ausgehoben. Unweit davon steht der Kleinbagger neben dem Erdaushub in der unteren linken Ecke des Friedhofs. Für wen ist die letzte Lagerstätte ausgegraben? Die Frage veranlasst mich, meinen Plan zu ändern. Statt zuerst die noch vorhandenen Denkmäler verstorbener Familienmitglieder aufzusuchen, treibt mich die Neugier zur Grube.

Pech gehabt. Man hat den Grabstein von dem Doppelgrab zwecks Gravur entfernt. Das kommt mir nun auch irgendwie logisch vor, er würde sonst sehr wahrscheinlich ins Erdloch stürzen. Ich beschließe, die Gräberreihen links, rechts, links, rechts eine nach der anderen abzulaufen.

Im Laufe der Jahre werden sich die Doppelgräber lichten. So viel Zusammenhalt im Leben, der über den Tod hinaus mit einem gemeinsamen Grab Seite an Seite dokumentiert werden könnte, wird wohl immer seltener, aber auch schlichtweg zu teuer. Sparfüchse und ehrbare Kaufleute haben längst die maßgeschneiderte Entsorgung toter menschlicher Körper für jedermann kreiert. Und wenn dann ein paar Überreste eines Leichnams als Ersatzteile im Diesseits noch Verwendung finden können, ist das letztendlich auch nur ein lukratives Geschäft, an dem der Spender und seine Erben in der Regel nicht teilhaben.

Gottseidank war es nur ein Schauer. Der Regen tröpfelt sich langsam aus. Er hat ausgereicht, dass ich seine unangenehme Nasskälte auf der Haut spüre. Wenn ich ein Wetter überhaupt nicht mag, dann ist es nasskalt.

Hier haben sie einen „Hampe“ begraben. Für seine Ehehälfte ist genügend Platz an seiner Seite und für den Eintrag auf dem Denkmal reicht es sogar für einen Doppelnamen. Welcher „Hampe“ könnte das sein? Im Dorf heißt jeder zweite Einwohner „Hampe“ oder „von Roden“. Man müsste die Spitznamen, die ja nicht selten über Generationen vererbt werden, auch mit in den Stein meißeln. Das würde helfen, den Toten interessehalber zu identifizieren.

Mit Genugtuung stelle ich fest, dass alle Grabstellen ordentlich gepflegt sind. Man lässt sich nicht lumpen. Was sollen denn da die Leute sagen? Liebevoll bepflanzt, fantasievoll dekoriert oder auch rationell geordnet sind die letzten Ruhestätten. Kinder schmücken mit kleinem Beiwerk die Gräber ihrer Vorfahren und bekunden damit ihre aufrichtige Trauer.

Während meiner Kindheit lag hier noch jemand anderes begraben. Es ist schon lange her. Alle fünfundzwanzig bis dreißig Jahre werden in der Regel die Gräber eingeebnet. Was sind schon dreißig Jahre? Länger als eine Generation wollen wir unsere Toten nicht ruhen lassen. Wir geben sie dann der Vergessenheit preis, weil wir uns selbst kaum noch an sie erinnern. Und spätestens nach weiteren dreißig Jahren weiß niemand mehr von uns verblichenen Normalsterblichen.

Besonders traurig stimmt mich ein Kindergrab. Warum hat es die Chance nicht verdient? Oder ist ihm in weiser Voraussicht vieles erspart worden? Ich sehe mich um. Niemand ist außer mir hier. Nichts ist zu hören, außer das Grummeln der Autobahn. Ich fröstele schauernd im nasskalten Gefühl.

Hier liegt Onkel Ernst neben seiner Frau Irma. Er war ebenso wenig mein leiblicher Onkel wie Tante Adele meine Tante war. Auf unserm Dorf sagte man zu den Erwachsenen Onkel oder Tante. Ich weiß nicht warum. Ich sehe Tante Adele noch hinter der Theke das Bier zapfen und wie sie mit grausamer Gewissenhaftigkeit meinen Bierdeckel abrechnet. Ich war fast immer pleite und sie musste oft meine rechnerisch richtige Schuld auf einen neuen Deckel übertragen. Und mein väterlicher Freund Onkel Ernst war der einzige im Ort, der mehr von mir hielt, als ich zu versprechen schien.

Nein, das kann doch nicht sein! Der kann doch nicht tot sein! Er war jünger als ich. Ich erfahre erst jetzt den Tod von Bekannten, die seit langer Zeit in der Erde liegen. Von dem überwiegenden Teil ihrer Lebenszeit weiß ich nichts. Ich kenne nicht einmal den Grund ihres Todes. Die Möglichkeit, dass damalige Dorfbewohner schon gestorben sind und hier gar nicht liegen, erschreckt mich jetzt vollends.

Mir beginnt zu schwanen, dass es keine gute Idee war, dem Friedhof meines Heimatdorfs einen längeren Besuch abzustatten. Ich fühle mich unwohl. Der Tod wächst mir über den Kopf. Aber nun, wo ich schon einmal hier bin, will ich auch noch zu den letzten Gräbern.

Mehrere in Stein gemeißelte Namen geben Auskunft darüber, dass in Einzelgräbern mehr als die Überreste eines menschlichen Körpers untergebracht sind. Die mit jüngeren Todestag aufgeführten Verstorbenen wurden wohl als Asche in ihren Urnen in die Grabstelle eingelassen. Warum auch nicht? Ich habe nichts gegen Sparmaßnahmen für die Ewigkeit.

Der leichte Wind hat gegen die Autobahn gedreht. Nun höre ich überhaupt nichts mehr. Absolute Leichenstille. Es ist kein Leben zu sehen, kein Leben zu hören. Das nenn ich eine wahre Friedhofsruhe. Aber ich habe sie mir nie so negativ gedacht, wie ich sie jetzt empfinde.

Kein Wunder, dass mir bei meiner derzeitigen Gemütsverfassung mein eigenes Ableben in den Sinn kommt. Der grüne Rasen mit einer ins Gras eingelassenen

Steinplatte scheint mir eine akzeptable Option zu sein. Der Stolperstein ist nur notwendig als Platzhalter, damit meine Leiche nicht aus Versehen wieder ausgebuddelt wird. Irgendwie will man ja dann doch seinen endgültigen Frieden haben. Ich miete meine letzte Wohnstätte für zwanzig Jahre und räume dann für meinen Nachmieter. Vielleicht auch früher. Mal sehen.

Jetzt bin ich angelangt. Dort liegt in einem Einzelgrab mein Vater. Gleich neben ihm mein leiblicher Onkel. Beide, gutmütig, wie sie auch im Leben waren, gewähren sie Untermietern Obdach in ihrer letzten Behausung. Die Juden legen während ihres Besuchs einen Kieselstein auf das Grabdenkmal. Ich belasse es fröstelnd bei ein paar Gedanken, die ich den in meinem Leben wichtigen Männern hier zurücklasse.

Ich bin aufgewühlt. Was ist das? Da steht jemand hinter mir. Ich spüre den Atem. Unsinn! Da steht keiner. Aber jetzt höre ich es ganz deutlich kichern. Es ist ein typisches Mädchengekicher. Und jetzt schweben sie vor mir über den Gräbern. Ich erkenne sie sofort. Es sind die Nornen, die Schicksalsgöttinnen. Sie sind nicht alt und hässlich, wie öfter mal behauptet wird. Nein, sie sind jung und schön - und kichern.

Sie tanzen merkwürdig über den Gräbern. Die älteste Norne, kaum zwanzig, behauptet: „Du suchst vergebens im Vergangenen“.

Ich antworte erst mal gar nichts, sondern spreche mir lautlos Mut zu: „Alles Blödsinn!“

Doch die zweite Norne sagt: „Komm und tanz mit mir.“

Ich winke dankend ab und sage laut: „Nein, nein. Noch nicht.“

Die jüngste Norne, ein halbes Kind, hält einen blutroten Wollfaden in die Höhe und schneidet ihn mit einer Schere kichernd ab und singt: „Nach dem Tanze, nach dem Tanze!“

Ich halte es nicht mehr aus. Bin ich denn total verrückt geworden?

Mit großen Schritten eile ich auf den Hauptweg und fliehe durch die untere Friedhofspforte ins Dorf. Hinter mir ertönt ein lustiges Mädchenlachen. Erst in sicherer Entfernung wage ich über die Schulter zurückzusehen. Ich sehe und höre nichts mehr, kann mich aber trotzdem kaum beruhigen. Habe ich die Nornen doch deutlich gesehen. Eben noch haben sie verständige Worte an mich gerichtet.

Friedhofsruhe auch im Dorf. Ich begegne niemanden. Alles erkenne ich wieder, aber alles ist anders. Nach einer halben Stunde gebe ich auf. In diesem Geisterdorf werde ich keinen lebenden Menschen antreffen.

Vom *Schweckenberg* laufe ich immer noch hastig zum *Steinbühl*. Aber man hat die Wiese bis auf die Baumgruppe untergepflügt. Über die *Hohe Brücke* gehe ich hinunter zum Fluss. Über ihn ist eine Brücke geschlagen, die nach einem jenseitigen Kiesunternehmen führt. Damals gab es die Brücke noch nicht. Warum erscheinen mir Nornen? Und warum erscheint sie mir nicht?

Ich lauf zu unserem ersten Treffpunkt. Von dort geht's weiter zu den *Sieben Eichen*, von denen fünf nicht Eichen sondern Linden sind. Über die *Bernhardsbank*, die ich dort nicht wiederfinde, wo sie früher stand, steige ich weiter hinauf bis zum *Rauscherberg*.

Ich habe mich müde gelaufen und meine Friedhofs-Unruhe hat sich verflüchtigt. Man hat von hier oben einen schönen Blick ins Leinetal und auf die Plesse, die Burg auf dem gegenüberliegenden Höhenzug. Aber wie ist alles verändert seit damals. Der Berghang ist zugebaut. Unter mir die Autobahn wird verbreitert. Die ICE-Trasse ist an die alte Bahnstrecke gelegt worden. Die neue Bundesstraße führt parallel zur alten an den Orten vorbei.

Sie hat recht, die Norne: Ich kann die Vergangenheit nicht wiederbeleben. Ich finde ihren Kadaver nicht einmal wieder. Alles ist endgültig vorüber, alles ist jetzt fremd. Aber tanzen werde ich mit der Schönen nicht, noch nicht. Dein kleines Schwesterchen muss sich noch gedulden: „Nach dem Tanze, nach dem Tanze!“ Zurück. Ganz schnell zurück, bevor ich ganz durchdrehe!

Kaum bin ich wieder im Dorf, fängt es wieder an zu tropfen. Meinen Plan, den Friedhof im Bogen zu umgehen, um nach meinem Auto auf dem Parkplatz zu gelangen, gebe ich deshalb auf. Das wäre ja noch schöner: wegen eingebildeter Nornen und ungutem Gefühl eingeschüchtert und ängstlich großräumig den Friedhof auszuweichen. Dann zum zweiten Mal am heutigen Tage nass regnen lassen und sich dadurch ganz ohne Tanz den Tod holen. So eine Art Pfeifen im Dunkeln könnte allerdings auch auf dem Friedhof ganz hilfreich sein. Aber das unterlasse ich dann doch.

Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, aber während ich über den Friedhof gehe, befällt mich wieder dieses aufgewühlte Unwohlsein. Alles ist still, keine Menschenseele zu sehen. Doch dann ein Klappern; ganz deutlich und immer lauter. Ich bleibe stehen und versuche die Quelle der Klapperei zu lokalisieren.

Es dröhnt zweifelsfrei aus der Friedhofskapelle heraus: „Rickeracke! Rickeracke!“ Und immer fort: „Rickeracke! Rickeracke!“ Ich kann durch die getönten Fenster im



Innenraum nichts erkennen, höre aber das Geräusch einer Maschine. „Rickeracke! Rickeracke!“

Na klar, ich hab´s! Das ist die Wassermühle aus Ebergötzen. Und zwar ganz genau so, wie Wilhelm Busch ihre Laute beschrieben hat: „Rickeracke! Rickeracke! Geht die Mühle mit Geknacke.“ - Aber wie kommt die Mühle denn in diese Totenherberge?

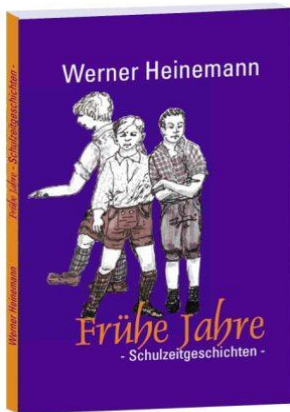
Ich werde verrückt! Das gibt es nicht. Das glaubt mir kein Mensch. Diese buschsche Präzessionsmaschine ist bekanntlich schon auf dem technologischen Stand heutiger Zeit und kann mich nach dem Mahlen als meinen eigenen Umriss durch viele kleine Kekse darstellen. Das Mahlen, dieses vermaledeite „Rickeracke! Rickeracke!“ ist nichts weiter als das Abmahlen der Zeit - meiner Zeit.

Die Nornen werden verkleidet als schnatternde Prielenten genüsslich meine Kekse verköstigen. Und die Sage über meinen Lebensfaden wird fälschlich melden: „Hier kann man ihn noch erblicken. Fein geschrotet und in Stücken. Doch sogleich verzehret sie Meister Müllers Federvieh.“ Aber diese Geschichte belegt die Wahrheit. Es waren die als Federvieh verkleideten Schicksalsgöttinnen, es waren die kichernden Nornen, die mit mir Schicksal spielten und mich verspeisten.

Ich reiße mich los. Ich bin wütend auf mich selbst. Es regnet kräftig. Das verklemmte Friedhofstor stellt kein wirkliches Hindernis da. Wo ich schon mal in Rage über mich selbst bin, reicht ein gezielter Stoß mit dem Bein und die beiden Flügel fliegen krachend auseinander. Gelernt ist gelernt.

Man glaubt es nicht, aber ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Ich setze den Wagen zurück. Und was singen die Scheibenwischer? – Ja, natürlich: “Rickeracke! Rickeracke!“ Ich bin auf der Flucht und gebe weiter Gas.

Und die Moral von der Geschichte: Kehre niemals um, tanze, solange du kannst, und hüte dich vor Meister Müllers Federvieh.

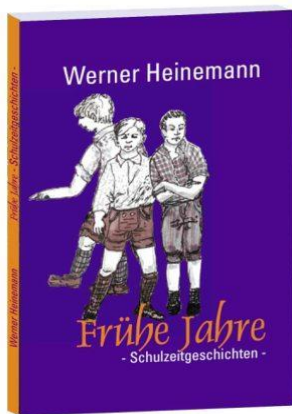


In **Frühe Jahre** wird die Zeit der 60er Jahre aus der Sicht eines Dorfjungen beschrieben, dessen Schulzeit sich mit dieser Dekade deckt. Er versucht sich in einer Welt zu behaupten, die wie zu allen Zeiten nicht immer eitel Sonnenschein ist. Oft ist er überfordert und taucht in seine eigene Gedankenwelt ab. Aber der Junge versucht trotzdem, allein seinen Weg zu finden.

### **Hans-Reinhard Jessen:**

... Erinnerungen an eine Zeit, als viele eine Tante kannten, „die mit 18 geheiratet hatte, weil ihr Geliebter an die Front musste, und seit dem 19. Lebensjahr stolze Kriegerwitwe war“; an eine Zeit, als Großmutter erzählte, „ dass man in 50 Kilometer Entfernung den feuerroten Nachthimmel gesehen habe, als sie Kassel den Rest gaben“; als so mancher Lehrer wohl „aus alter Gewohnheit“ in manchem Schüler „einen kleinen dreckigen Judenzümmel sah“; an eine Zeit aber auch, als das Fünfmarkstück im Brustbeutel ein Schatz war – ein Buch, dem der Kritiker beim Lesen manchen kleinen Satzes, manchen kleinen Gedankens nicht nur Leser wünscht, die hier und dort lachend oder seufzend rufen „Ach ja, so war´s“, sondern auch ein paar Designer-Klamotten tragende iPod- und Smartphone-Besitzer, die sich so „gar nicht vorstellen können, wie das damals war, als es nur zwei Klingeltöne gab.“

**Michaela Schreier:** Früher war alles besser! Wirklich? Die Schulzeit der 60er Jahre war für die Jungen Wilden voller Stolpersteine und Fettnäpfchen. In den 50er erstarrte Lehrer, übermotiviert geistliche, rohe Mitschüler oder gar die Wirren der ersten zarten Liebe machten einem das Leben schwer. Mit sarkastischem Blick auf die eigene Schulzeit gibt der Autor heitere bis nachdenkliche Erlebnisse und fantasievolle Anekdoten aus einer Zeit zum Besten, da es weder Handy noch PC und Internet gab.

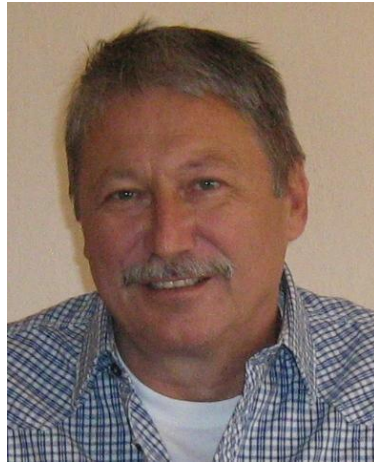


ISBN: 978-3-935912-75-4

9,80 Euro

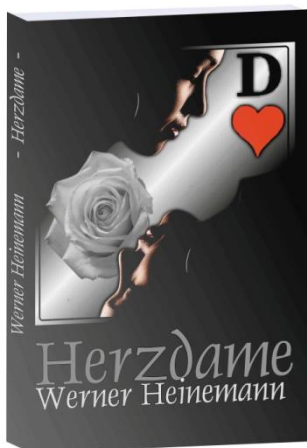
keine Versandkosten

bestellen über: [info@werner-heinemann.de](mailto:info@werner-heinemann.de)



**Besuchen Sie mich auf Facebook:**

**<https://www.facebook.com/pages/Werner-Heinemann/427497637284496>**



ISBN: 978-3-935912-83-9

12,80 Euro

keine Versandkosten

bestellen über: [info@werner-heinemann.de](mailto:info@werner-heinemann.de)